Roland Drubig

Die Zielgruppe als Expertin
Methodische Anforderungen an den Umgang mit dem Fremden

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung
Februar 2003

Roland Drubig, Die Zielgruppe als Expertin. Online im Internet:
URL: http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2003/drubig03_01.pdf
Dokument aus dem Internet-Service Texte Online des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung
http://www.die-bonn.de/publikationen/online-texte/index.asp

Die Zielgruppe als Expertin
Methodische Anforderungen an den Umgang mit dem Fremden

Roland Drubig

Im Rahmen eines Forschungs- und Gestaltungsprogramms des BMBF zur Transparenz und Akzeptanz informell erworbener berufsrelevanter Kompetenzen, durchgeführt von der Arbeitsgemeinschaft betrieblicher Weiterbildungsforschung (Quem) und wissenschaftlich begleitet vom DIE, sollen Methoden praxisnah entwickelt werden, die lebensnah erworbene Kompetenzen sichtbar, vergleichbar und somit auch erlernbar machen. Das Göttinger Institut für angewandte Kulturforschung (IfaK) ist mit dem Schwerpunkt Kompetenzen und Qualifikationen von Migranten eines von vier bundesweit ausgewählten Gestaltungsprojekten, die erste Ansätze für eine Umsetzung entwickeln sollen. Migranten stehen bei diesem Projekt im Vordergrund, weil es für sie in vielfacher Hinsicht besonders schwierig ist, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten positiv zur Geltung zu bringen. Die meisten Ansätze, die sich mit dieser oftmals diskriminierten Bevölkerungsgruppe auseinandersetzen, betonen die Defizite, bekräftigen Integrationshindernisse, sind problemorientiert. Die Ursachen hierfür sind nicht nur in der Weigerung der politischen Entscheidungsträger, Deutschland als Einwanderungsland anzuerkennen, oder der mangelnden Möglichkeit für Migranten, sich zu integrieren, zu suchen, sie gründen auch auf einer methodischen Ebene im Umgang mit dem Fremden.

In vielen Programmen und Projekten, die Migranten als Zielgruppe haben, werden Maßnahmen für sie entwickelt und entworfen, die nur im begrenzten Maße ihre Perspektive einbeziehen. Häufig dient ihre Situation als Folie, um Defizite zu benennen und Projekte zu initiieren, die hier Abhilfe schaffen sollen. Diese Abhilfe endet nicht selten in der Forderung, Migranten sollten sich intensiver um Integration bemühen, die deutsche Sprache besser erlernen und sich emotional wie formal stärker von ihrem Heimatland distanzieren. Die Migranten erleben solche Situationen eher als demütigend und persönlich verletzend, da ihrer Situation, die sie aufgrund ihrer Geschichte als eine besondere erfahren, nur wenig Respekt entgegengebracht wird.

Der Ethnologe Werner Schiffauer hat in seinem Aufsatz ‚Die civil society und der Fremde – Grenzmarkierungen in vier politischen Kulturen' (in: Schiffauer 1997), der auf einer vergleichenden Untersuchung des Umgangs mit dem Fremden in Frankreich, Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Deutschland basiert, diese besondere Situation näher beleuchtet. Zentral erscheint ihm das Verhältnis von Individuum und Allgemeinheit und dessen Artikulation im Begriff der Freiheit zu sein. In Frankreich wird Freiheit mit Gleichheit und in den angelsächsischen Ländern mit Unantastbarkeit assoziiert, während Freiheit in Deutschland „auffallend oft in einem Atemzug mit dem Begriff »Verantwortung« genannt" wird. (ebenda, S. 45) Im Gegensatz zu Deutschland wird in Frankreich und Großbritannien mit dem Begriff der Freiheit eine bestimmte Idee von Allgemeinheit verknüpft, deren Entstehung an eine Bejahung der Regeln geknüpft ist, da nur sie den geordneten gesellschaftlichen Wettbewerb erlaubt. Die Vollwertigkeit einer Person im Austausch mit anderen Individuen steht im Vordergrund, hier hat sie sich zu bewähren und zu beweisen und gibt zu erkennen, ob sie sich mit den Zielen der Allgemeinheit identifiziert. In Deutschland wird dagegen die Herausbildung des Gemeinwohls mit einer Dialektik verbunden, die erfordert, dass das Allgemeine im Individuellen ebenso realisiert ist wie umgekehrt das Individuelle im Allgemeinen. Die Bestimmung des Gemeinwohls

wird aufgrund dieser Denkfigur den sogenannten Experten überantwortet, die von ihrer ‚neutral-objektiven' Warte aus die Bestimmung interessenfrei und abwägend vornehmen können. Realisiert wird das Allgemeine im Individuellen durch die Pädagogik, die zur innerlichen Formung des Menschen beiträgt. Nur der innerlich geformte Mensch kann als vollwertige Person Rechte und Pflichten wahrnehmen. Daher wird großen Wert auf die innere Haltung gelegt und jede autonome gesellschaftliche Konfliktlösung mit Skepsis betrachtet. Die Identifikation mit den ‚Dingen' ist äußerst wichtig und auch immer wieder fraglich. Ihr gilt es, beständig nachzuspüren.

Diese Beziehung zwischen Innen und Außen macht es den Fremden schwer, sich zu integrieren oder zurechtzufinden. „In einer Kultur, in der die Identifikation mit dem Ganzen als Voraussetzung für gesellschaftliche Partizipation gewertet wird, hat der Fremde von vornherein einen schwierigen Stand. Kann man demjenigen, der in einer anderen Kultur aufgewachsen ist, diese innere (und deshalb unsichtbare) Bejahung abnehmen? Identifiziert sich »der Fremde« vielleicht doch nur äußerlich, fühlt er sich wirklich dem Gemeinwesen verpflichtet?" (ebenda, S. 48) Schiffauer lenkt die Aufmerksamkeit auf einen kritischen Punkt in der interkulturellen Diskussion im Umgang mit dem Fremden, der zugleich ein methodisches Problem in der Arbeit an interkulturellen Themen offenbart. Wie lassen sich diese Themen methodisch aufarbeiten, ohne dass sie den Charakter des beständigen Nachspürens und Überprüfens ausstrahlen? Und wer ist eigentlich der Experte, derjenige über den gesprochen wird oder derjenige der spricht?

Schiffauer verschärft diese Problematik zusätzlich, wenn er in seinem Aufsatz ‚Kulturalismus vs. Universalismus – Ethnologische Anmerkungen zu einer Debatte' (ebenda) die Situation der türkischen Migranten in Deutschland beschreibt. Entgegen der landläufigen Meinung sind sie religiös äußerst differenziert (Aleviten, surianische Christen, Yeziden, Sunniten), setzen sich daher voneinander ab, bekämpfen sich zum Teil sogar. Sie artikulieren sich in unterschiedlichen sprachlichen Gruppen (Kurden und Türken), teils stärker und selbstbewusster als in der Türkei. Sie differenzieren sich nach Klassenzugehörigkeiten und die Kultur der türkischen Arbeitsmigranten ist auch ein Feld der symbolischen Auseinandersetzungen (republikanische Tradition versus ethnische oder islamische Gruppen), zweite Migrantengeneration und bundesrepublikanische Gesellschaft. Die türkische Kultur in der Bundesrepublik ist also ein offenes Diskursfeld, trotzdem besteht die Frage nach der Anerkennung, wobei nicht die Nation oder die Religion im Vordergrund steht, sondern die besondere Lage, als Türke in Deutschland zu leben. „Es geht um die Anerkennung der Prozesshaftigkeit, der Komplexität und der Dynamik der Situation: Es geht darum, daß man in einer der türkischen Kulturen aufwächst, dort eine bestimmte Kompetenz erwirbt und sich sodann in einer Gesellschaft bewegt, deren Diskurs sich auf zum Teil diametral entgegengesetzte Werte bezieht" (ebenda, S. 151). Für die erste Generation bedeutete dies zum Beispiel die Ängste, die sie damit verband, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken. Blieb ihr Einfluss noch weiter bestehen, oder wurden die Kinder ihnen entfremdet? „Diese Problematik ist es, deren Anerkennung die türkischen Familien wünschen" (ebenda, S. 153). Für die zweite Generation ging es um die Entwicklung einer Perspektive für sich, obwohl ihnen der Status der Zugehörigkeit zur bundesrepublikanischen Gesellschaft verwehrt wurde. Dabei wehrten sie sich vor allem gegen einseitige Zuschreibungen („du als Türke" oder „du bist doch schon kein Türke mehr"). Ihre Forderungen nach Anerkennung ihres kulturellen Hintergrundes sollte nicht mit kulturalistischen Forderungen nach einer Verewigung der Kultur verwechselt werden. Die Migranten der zweiten Generation forderten ganz konkret die Anerkennung, dass sie eine schwierige Situation zu bewältigen haben, die auch kulturell bedingt ist.

Diese Forderung nach Anerkennung der besonderen Situation der Migranten verlangt nach einem anderen methodischen Zugang, um die Fallstricke des je schon latent vorhandenen Vorwurfs der Diskriminierung zu umgehen. Eine Lösungsmöglichkeit erschien uns, die ‚Zielgruppe', d.h. in dem Fall eine Gesprächsrunde aus Migranten und Deutschen, die sich mit interkulturellen Fragen befassen, als Experte anzusehen, die wesentliches zu ihrer und über ihre Situation aussagen kann. Im Verlauf der ersten Gesprächsrunden wurde sehr schnell deutlich, dass diese Herangehensweise nur funktioniert, wenn ein gleichwertiger Austausch stattfindet. Konkret bedeutet das: Es fließen nur Informationen, wenn wir deutlich machen können, dass aus den Gesprächen ein gemeinsames Projekt erwächst, an dem alle gleichermaßen partizipieren können und „etwas davon haben".

Literatur:

Schiffauer, Werner (1997): Fremde in der Stadt. Zehn Essays über Kultur und Differenz. Frankfurt a. M.

Dr. Roland Drubig ist geschäftsführender Vorstand des Instituts für angewandte Kulturforschung e.V. in Göttingen